

Die Feldkapelle

„Der Junge soll zu seinem zehnten Geburtstag ein schönes, neues Fahrrad bekommen, damit er dann den Fahrradführerschein mit den anderen machen kann“, sagte der Vater entschlossen über das Telefon zu seiner Frau und legte auf. Die Frau, muss man verstehen, war ein wenig wegen der finanziellen Situation der Familie besorgt, verlor sie doch kürzlich ihre Arbeit als Kellnerin. Sie meinte, das alte Rad der Oma werde schon herhalten, doch hatte der gute Gatte der Schöpfung im Prospekt ein „Super-Angebot“ erhascht. Ein 400 Euro-Mountainbike für die eher schlecht als Recht gepflegten und von Landwirtschaftsmaschinen zerfahrenen Güterwege der Umgebung. „So wird es schon passen“, dachte sich der Ehegatte und hörte verfrüht mit der Arbeit in dem kleinen Bezirksvorort auf, um das Angebot noch rechtzeitig zu bekommen. Danach ging es mit zugezurrter, leicht geöffneter Kofferraumtür Richtung Heimatdorf. Als nun die besondere Ladung ankam, versuchte die Mutter noch, ihren Kleinen abzulenken, doch dieser bemerkte durch das Rattern des Einfahrtschotters, dass sein Vater angekommen war, und sprang daher wie aus dem Häuschen auf, um seinen alten Herrn zu begrüßen. Das Strahlen in den Augen des Jungen nahm eine unglaubliche Leuchtkraft an. Sofort schwang sich der Junge auf den Sattel und los ging es. An einem Nachmittag hätte der Kleine wohl die ganze Welt sehen wollen – und seine Welt sah er auch: die Sonnenblumenfelder, die Blätter des Waldes oben am Hügel, welche mit den Sonnenstrahlen im Wind tänzelten und ihre Grünnuancen anscheinend nach Lust und Laune wechselten.

Doch jeder schöne Nachmittag, muss ein jedes Kind feststellen, neigt sich dem Ende zu. Während die letzten Pendler auf der schmalen Asphaltstraße aus der größeren Bezirksstadt in die Ortschaft im kleinen Hügeltal fahren, kehrte auch der Kleine in den Ort zurück, vorerst aber zu der Oma, welche mit ihren Freundinnen gemeinsam auf der Bank saß und Leute beobachtete, einem regional sehr verbreiteten Ritual folgend.

Die Oma war eher eine Stille. Sie hörte lieber zu. Ihre Philosophie war wohl, dass jedes Wort zu viel ein grundloses Vergehen sei, dass sich ein jeder auf das Wesentliche fokussieren soll. Dennoch war sie ein herzlicher Mensch, man sah es eben nur in ihren Augen und hören konnte man es eher mit einem Schmatzer auf die Stirn als mit lieblichen Worten. Die Oma konnte nämlich nicht so gut Deutsch. „Baba“ wurde sie im Ort eigentlich genannt. Was sie ihrem Enkel aber immer gönnte, war ein dickes Butterbrot mit Hagebuttenmarmelade, welche sie fleißig den ganzen Winter suchte. „Die Hagebutte“, erzählte die Oma immer, „ist zwar klein und hat wenig Fleisch, doch sie ist im Winter, wenn das Leben am kältesten und mühsamsten ist, immer für Tier und Mensch da. Man plagt sich ab mit ihr, aber sie schmeckt umso besser, weil sie verdient ist.“ Während die meisten im Ort sich längst nicht mehr die Arbeit machten, eine Frucht zu entkernen, die ja im Inneren fast nur Kerne enthält, bestand die Oma auf ihre Hagebutten und der Kleine würde dieses säuerliche, selbstgemachte Gericht für keine Schokolade der Welt umtauschen. Zufrieden und mit Butter und Marmeladeklecksen verschmiert fuhr der Kleine ins Elternhaus davon, wobei ihn die Oma winkend verabschiedete.

Der nächste Tag war ebenfalls ein aufregender. Der Onkel hatte nämlich übers Telefon gemeint, dass er aus der großen Stadt über das Wochenende in die Ortschaft kommt. Ein Doktor war der Onkel, aber der Vater sagte immer: „Nicht einer, der dich anschaut, wenn du

krank bist, sondern einer, der gut reden kann.“ Lange hatte der Kleine nicht verstanden, warum der Vater sein Gesicht zu einem rechtsgerückten Schmeicheln verzog, doch mit der Zeit wurde ihm klar, dass dies nur Sarkasmus war. Jedenfalls kam dann der Onkel mit seinem Mercedes Benz und stieg aus mit seiner Anzughose, einem weißen, absichtlich hautengen Hemd, Designerbrillen, Designeruhr. Da kam er - ganz fehl am Platz schien er, obwohl er genauso aus dieser Ortschaft stammte wie alle anderen. Redete mit seinen Mitmenschen wie mit verarmten Hirten. Prahlte über seine Erfolge, hatte zu allem seinen „intellektuellen Beitrag“ hinzuzufügen. Am Abend setzte er sich zu den Eltern des Kleinen vor den Fernseher, redete über seine Reisen und trank eine Flasche Bier, die er aus einer Brauerei aus der Stadt selbst mitgenommen hatte.

Für den Onkel, das war sogar den Jüngsten in der Ortschaft bewusst, war das kleine Grenzdorf nicht „das Gute“. Es war ein Gefängnis, ein einziger Ort der Misere, wo es nur harte Arbeit, aber keine Belohnung gab. Wo es nirgends weiterging, die Infrastruktur schleppend ausgebaut wurde, die beliebtesten Ortsthemen noch schleppender gewechselt wurden. Der Onkel sah in den Dorfleuten gemeines Arbeitsvieh, das nicht weiterblicken kann als bis zu den Hügelhöhen, von denen es umgeben wird, und ergötzte sich eben mal daran, in diesem Ort gewiss der Klügste zu sein. Seine Mutter habe ihm nie Liebe gezeigt, sie war nur still, die Baba. Jede Mühsal war selbstverständlich, jede kleine Rast so selten wie Gold. So wusste der Onkel, ein gutes Leben führte man anderswo als auf dem kargen Lehm Boden, den er in seiner Kindheit Heimat nennen musste.

Vor dem Schlafengehen machte sich der Onkel noch auf, um „seiner Alten“, wie er sie nannte, Bescheid zu geben, dass er hier ist. Er erhob sich vom Couchtisch, machte sich schwungvoll und mit einem klar gehörten Seufzer auf und davon. Daraufhin wollte der Kleine schauen, wie das denn sei, wenn sich Onkel und Oma treffen, und ging diesem heimlich hinterher. Während der Onkel durch die Tür kam, schaute der Kleine übers Fenster in die Küche. Hier verstummte der Onkel, denn die Küche war grau und eng. Der Onkel setzte sich auf die Bank, die so nah zum Tisch war, dass der Onkel sich mit eingezogenem Bauch nach vorne bücken musste. „Hallo“, sagte der Onkel erstmal. Die Oma nur: „Willst du einen Tee? Ich habe auch Zucker.“ Daraufhin der Onkel: „Nein danke, ich wollte nur kurz vorbeischaun. Schauen, ob es dir gut geht.“ Die Alte schwieg. Sie kehrte ihrem Sohn den Rücken zu und goss heißes Wasser in ihre Tasse, in der frische Salbeiblätter lagen. Wieder sollte die Oma nicht mit Worten reden, sie nahm den Onkel nur bei der Hand. Bis zur Tür hinaus war er verwirrt, doch als die Füße seiner Mutter zum Waldweg zeigten, zeigte sich, wie sein durch Unwissenheit verzerrtes Gesicht, zu einem geraden Blick nach unten verstummte. Nun gingen sie rein in einen Birkenwald und der Kleine folgte auf leisen Sohlen. Inmitten von Birken, an einem kleinen Bach, der im Sommer nur nach starkem Regen fließt, saßen sie und weinten. Nun schrie sie, die Oma, wo denn nur ihr Joschef sei, während der Onkel versuchte, selbst die Tränen zurückhaltend, sie zu trösten. „Ich weiß, er war ein Gauner. Ich weiß, er hat Unrecht getan, aber warum, lieber Gott, hast du mir das angetan?“ Der Onkel meinte: „Aber warum bist du hier geblieben, wo du so nahe bist am Ereignis? Was hätte dich davon abgehalten, dass du in eine andere Stadt ziehst, ein vernünftiges Einkommen erhältst und nicht als letzte Magd von Bauer zu Bauer herumrennst, um dir das Leben leisten zu können? Mein Bruder und ich haben unnötig gelitten, nur, weil du nicht loslassen konntest.“ Die Oma blickte ihn mit bekennenden, aber traurigen Augen an. Sie wusste, sie hätte sich ein besseres Leben aussuchen können. Sie hätte ihren Söhnen viel Leid ersparen können. Sie hätte irgendwo verweilen können, wo sie nicht ihr ganzes Leben abgestempelt worden wäre. Zu

einem Ort hätte sie gehen können, der liberaler ist und wo die Leute weniger Vorurteile haben. Doch sie wusste auch, warum ein Teil von ihr sie zwang, hier zu bleiben. Sie sagte zu ihrem Sohn, der geplagt am Bachufer kniete: „Schnell, wo wäre es schöner und bequemer? Aber nirgends ist es still und gleichzeitig laut von den Erinnerungen. Kein Ort nimmt mich in seine kalten Arme, an denen ich versuche, hastig einen letzten warmen Hauch Liebe zu erleben. Eine Witwe leidet und sieht zu, wie die Welt größer und unsicherer wird. Sie bleibt daher bescheiden und nimmt das, was sie braucht. Auch wenn ich Reichtum wollte, ich brauche nur diesen einen Ort, der mich nicht vergessen lässt.“

Die Oma und der Onkel erhoben sich, schauten sich mit einem düsteren Blick an. Keine Logik hätte diese Leute geeint, doch das Gefühl, das nun in der Luft lag, bedrückte beide gleich und zwang beide zu einer Art gegenseitigem Verständnis. Doch der Kleine war verwirrt. Wer war Joschef? Warum war seine Oma wirklich hier geblieben? Er wusste nur, dass er mehr herausfinden will, ging daher näher zu dem Platz, suchte nach Antworten, bis er plötzlich einen metallischen Laut vom Boden hörte. „Klick“, als sei man auf eine alte Konserve getreten, wenn auch nicht ganz. Zum ersten Mal erlebte der Kleine Panik. Was, wenn das eine Bombe war wie in den Filmen? Er wusste ja, dass seine Ortschaft direkt an der Grenze lag und diese früher bewacht und auch vermint wurde. Lauthals schrie er nach Hilfe, als gäbe es kein Morgen, über die Bäume hindurch sah er, wie es dämmerte und im Wald bemerkte er, dass es immer dunkler wurde. Alles war vor Angst verschwommen, nur mehr Grau- und Schwarztöne waren zu erkennen. Er schrie und schrie und schrie und dann, Gott sei Dank, waren die Oma und der Onkel nicht allzu weit entfernt. Und als diese in ihrer relativen Ruhe noch erkannten, dass die „Mine“ wirklich nur eine alte Bohnendose war, gingen sie getrost nach Hause. Das Gespräch wollte keiner ansprechen, auch wenn die Erwachsenen vermuteten, dass der Kleine mitgelauscht hatte. Stattdessen fragten sie: „Du Fratz, du, was treibst dich so spät herum?“ Nach Hause gingen sie und schliefen, wenn auch schlechter als sonst.

Acht Jahre vergingen und dann starb die Baba zur Winterzeit.

Man setzte sich hin, die ganze Verwandtschaft war hier. Man schaute betrübt, war in schwarzer Trauerkleidung. Leise redete man über Arbeit, Familie und Erlebnisse, doch meistens war es still. Zur Leichenschau war die Oma mitten im Geschehen, ihr Gesicht war kalt und streng, wie „der Kleine“ ihr Gesicht noch nie gesehen hatte. Das Beileidwünschen sowie die ganze Prozession vergingen so, als wäre nichts davon real. Als würden nur schwarze Schatten anhand irgendeines, dem Kleinen unbekanntes Systems von einem Ort zum anderen wandern, bis sie alle im Gasthaus saßen, ihre Schnitzel vertilgten und dann weg waren. Dann blieben die Eltern, der Onkel und der Kleine. Es schien, dass keiner etwas sagen wollte, bis der Onkel plötzlich einen Kraftschub spürte und sich dem Kleinen zuwandte: „Ich weiß nicht, Kleiner, ob du damals das Gespräch mitbekommen hast. Aber es gibt vielleicht eine Geschichte, die ich dir zu erzählen habe. Keine Geschichte von Helden oder ehrenhaften Rittern. Die Geschichte deiner Oma. Tatsächlich kommt sie von der anderen Seite der Grenze und wurde von deinem Opa, dem Joschef, hergelockt, hat ihn sogar geheiratet. Wir haben dir nie von ihm erzählt, denn er war ein Gauner. Hat die Leute betrogen, die damals über die Grenze wollten. Hat ihnen versprochen, sie hinüberzuschmuggeln, ihre Wertsachen angenommen und sie dann bei uns in den größeren Orten verkauft. Ein Wunder, dass das ein paar Jahre gut ging...“

Der Vater unterbrach ihn, denn er glaubte, dass das an diesem Tag unangebracht sei und man den Hausfrieden nicht mit unnötigen Beschmutzungen an der Verstorbenen beginnen soll. Sie stritten, was wichtiger sei, die Wahrheit oder Höflichkeit, bis sich der Onkel entschloss zu gehen und wütend davonstampfte. Der Kleine aber war nicht fertig. Er wollte mehr wissen, er wollte seine Oma, die sich nie verstehen ließ, zumindest ein wenig begreifen. Er rannte zu seinem Onkel, der schon im Auto saß, und fragte ihn: „Was ist es, was du noch sagen wolltest?“ Mit einer einfachen Rechtsbewegung des Kopfes zeigte ihm der Onkel, dass er einsteigen soll. So fuhren sie noch einmal in den Wald, wo der Onkel fortfuhr: „Die Oma war keine Gaunerin, aber sie war die Ehefrau eines Gauners. Jahrelang hat die das ignoriert, es sich irgendwie gutgeredet. Erst, als er dann nicht mehr kam, und Gott weiß wieso, kam ihr „die Erkenntnis“, wenn man so will. Wenn du nicht weißt, ob dein Gatte jenseits oder diesseits von der Grenze oder gar ober oder unter der Erde verweilt, dann bereust du. Buße ablegen musst du, hat deine Oma gedacht. Sie hat gewartet, zu Gott gebetet und geschwiegen. Jahrelang hatte sie in Ignoranz gelebt und nun das Gefühl bekommen, selbst nichts wert zu sein. Siehst du nicht, wie die Leute hier so still sind und trotzdem alles wissen? Wie sie sich eingestehen, klein zu sein in dieser Welt und sich nur daran ergötzen können, wenn jemand eine sündhaftere Vergangenheit als sie gelebt hat? Dir ist doch sicher auch, wenn nur unbewusst, ein Stein vom Herzen gefallen, als du von hier weg bist, um zu studieren. Hier riecht man förmlich die Kadaver der Enttäuschten, die dicke Luft der Betrübten. Als hätten alle Verlierer des Schicksals sich hier eingenistet...“

Schweigen erfüllte das Auto. Der Kleine blickte starr nach vorne, wusste nicht, was zu sagen, wusste nicht, wie handeln, wusste nicht, was hiervon nur der Sinn sei. Der Onkel schaute ihn an, zuerst wütend, dann traurig. Er verstand sich selber nicht. Er verstand nicht, warum er dies nur dem Kind gesagt hatte. Warum betrübt er ihn mit der Vergangenheit des Alten und Vergessenen? Er hatte doch ein sorgenfreies Leben, immer genug zu essen, keine Sorgen und nun das. Doch das Kind reagierte nun unerwartet: „Fahren wir zur Kapelle!“ Und so reversierte der Onkel und fuhr aus dem Wald zu den Feldern an der Grenze. Dort war sie, die Kapelle. Umgeben von kahlen Feldern, wo keine Menschenseele weit und breit zu sehen war. „Hier hat sie doch oft gebetet?“, fragte der Kleine. „Genau“, sagte der Onkel knapp. Beide standen sie nun da, vor der Kapelle des heiligen Josef und waren einsam, ratlos, verloren. Gemeinsam fuhren sie mit langsamem und mit unhörbarem Rollen der Reifen zurück ins Dorf. Der Onkel ging wieder in die Stadt, bot dem Kleinen an, mit ihm statt mit dem Bus raufzufahren, doch dieser lehnte ab. Er musste noch etwas erledigen.

Am nächsten Tag wachte er nämlich auf, ging in den Wald und pflückte Hagebutten.

Der verzauberte Fluss

Es war einmal ein Mädchen namens Sila, das mit seiner Mutter und seinen drei Brüdern in einem kleinen Haus am Waldesrand in Frieden und Eintracht, aber in ärmlichen Verhältnissen lebte. Die Familie war angewiesen darauf, was die Brüder von der Jagd nach Hause brachten. Doch auch die war sehr eingeschränkt, denn der Wald wurde von einem schmalen Fluss durchzogen, der nicht nur den Wald, sondern auch das ganze Land teilte. Es hieß, auf der anderen Seite herrsche ein König so barbarisch und hart über sein Volk, dass er den Fluss hat verzaubern lassen. Wenn die Bewohner versuchen würden, den Fluss zu durchqueren, um in das Land auf der anderen Seite zu fliehen, würden die Fluten sie mit sich reißen und gnadenlos ertränken. Sollte jedoch ein Fremder von der anderen Seite den Fluss durchqueren, sollte ihm dies ohne Probleme gelingen. Sobald jener einen Fuß auf das fremde Land setzen würde, könnte er nie wieder in seine Heimat zurückkehren und sei für immer dazu verdammt, seinem neuen König zu dienen.

Deshalb warnte die Mutter ihre Kinder immer, wenn sie in den Wald gingen: „Nehmt euch in Acht vor dem Fluss! Wenn ihr die Grenze einmal überschreitet, seid ihr für immer verloren!“ Eines Tages sammelte Sila nahe des Flusses Kräuter, als plötzlich ein riesiger Bär auftauchte. Das Mädchen schrie aus Leibeskräften, doch keiner seiner Brüder kam ihm zur Hilfe. Als sich der Bär gerade auf Sila stürzen wollte, hörte sie einen lauten Schuss und der Bär brach tot zusammen. Als sie sich umsah, entdeckte sie ihren Retter in Form eines jungen Burschen auf einem Pferd - aber auf der anderen Seite des Flusses. Anfangs war das Mädchen voller Angst und dachte, er würde es nun auch erschießen, so kannte es doch all die Geschichten über das barbarische Königreich. Doch es beruhigte sich schnell, als er anfang zu sprechen: „Entschuldigt, falls ich Euch erschreckt habe. Jedoch musste ich gleich zu Hilfe kommen, als ich Euch schreien hörte.“ Er lächelte Sila an und sie lächelte zurück.

Von da an trafen sich die beiden heimlich jeden Tag und unterhielten sich über den Fluss hinweg. Es stellte sich heraus, dass der Junge der Prinz des Königreiches jenseits des Flusses war. Er erzählte ihr von einem Land, das ihr nun ganz anders erschien als in den Geschichten, die sie von ihrer Mutter gehört hatte. Der König, der den Fluss verzaubert hatte, war schon seit vielen Jahren tot und das Land hatte sich von seiner Schreckensherrschaft längst erholt. Der Prinz erzählte von einem wohlhabenden und friedlichen Land, in dem das Volk ohne Hunger oder Durst lebte. Die Jahre vergingen und die Liebe der beiden zueinander war so innig geworden, dass der Prinz sie zur Frau nehmen und sie mit sich in sein Reich nehmen wollte. Sila, die mittlerweile zu einer wunderschönen, jungen Frau herangewachsen war, willigte mit Begeisterung ein, jedoch nur mit der Bedingung, dass sie ihre Familie mitnehmen könne. Der Prinz stimmte zu und die beiden verabredeten sich für den nächsten Tag zur

Überquerung des Flusses. Sila rannte nach Hause zu ihrer Familie und erzählte ihr zum ersten Mal von dem Prinzen von der anderen Seite und ihren Plänen zur Übersiedelung. Die Familie war zunächst sehr skeptisch, ließ sich jedoch zur Umsiedlung überreden, als Sila ein besseres Leben ohne Hunger und Durst versprach. Alle freuten sich auf das vielversprechende Land und die bevorstehende, königliche Hochzeit, alle bis auf einen. Der jüngste Bruder wollte seine alte Heimat nicht aufgeben und glaubte den Erzählungen seiner Schwester nicht, zu tief lag das Misstrauen gegenüber dem anderen Volk, geschürt von Erzählungen aus längst vergangenen Tagen. Deshalb versteckte er am nächsten Tag, als die Familie zum Fluss aufbrach, ein Gewehr unter seinem Mantel.

Als die Familie dem Prinzen am Fluss gegenüberstand, zog der jüngste Bruder sein Gewehr und schoss dem Prinzen mitten ins Herz. Sila schrie entsetzt auf und rannte, ohne nachzudenken, durch den Fluss auf ihren Geliebten zu. Als sie auf der anderen Seite angekommen war, kniete sie bei ihrem Prinzen nieder und weinte bitterlich. Ein Tropfen des Flusswassers, das noch von ihrem Kleid troff, benetzte jedoch die Wunde des Prinzen und heilte sie wie durch Zauberhand. Nun weinte nicht nur Sila, sondern auch der Prinz, diesmal allerdings vor Freude und Erleichterung. Ihre Tränen vermischten sich dabei und beträufelten ein unscheinbares Pflänzchen, welches am Flussufer wuchs. Dies wuchs plötzlich zu einer riesigen Eiche heran, deren Wurzeln sich in Form einer gigantischen Brücke über das Ufer bis zur anderen Seite streckten.

Von jenem Tag an waren die beiden Länder über die Brücke verbunden und jeder konnte das eine Ufer betreten oder verlassen, wie er wollte.

Der Prinz nahm Sila zur Frau, machte sie zu seiner Königin und sie lebten glücklich bis an ihr Lebensende.

Grenzen

Was sind Grenzen?
Sind Grenzen Hindernisse? Ja.
Sind Grenzen Absperrungen? Ja.
Grenzen sind überall und zugleich nirgendwo.
Sie teilen einen Teil vom anderen.
Sie teilen Länder, sie teilen Menschen, sie teilen Möglichkeiten.

Grenzen erleben.
Jeden Tag.
Oft sind Grenzen spürbar, große dicke Mauern, große gewaltige Unterschiede.
Doch oft sind Grenzen auch unsichtbar und trotzdem da.
Grenzen sind schrecklich, grausam.
Vor allem sind Grenzen jedoch in unseren Köpfen.
Durch Vorurteile, Misstrauen und Unwissenheit bauen wir sie ständig weiter auf.
Viele leiden darunter. Viele erleben Grenzen.

Aber Grenzen sind auch dazu da, sie zu durchdringen.

Grenzen

Grenzen
Grenzen erleben?
Was sind unsere **Grenzen**?
Grenzen für den Menschen selbst?
Grenzen, welche ein Land ein- und umgrenzen?
Grenzen sind da, um sie zu überschreiten und zu testen.
Sind **Grenzen** da, um sie einzuhalten? Nein, **Grenzen** muss man
Überschreiten, ja überschreiten sollte man **Grenzen**, um Neues zu erfahren.

Grenzen erleben

Die Grenzen, die Grenzen halten Menschen auf.
Sie bestimmen die Zukunft, verändern den Lebenslauf.
Die Überwindung, des Menschen größtes Ziel.
Doch viele scheitern, betrachten das Leben als Trauerspiel.

Die Heimat unzähliger Menschen liegt in Schutt.
Die Hoffnung auf Rückkehr verschwunden, das Leben scheint kaputt.
In der neuen Umgebung lediglich der fremde Gast.
Die Liebe zur Heimat gestört durch Grenzen, findet keine Rast.

Manchen ist die Arbeit ein enormer Druck.
Sie arbeiten hart für Geld, Ruhm und Schmuck.
Doch es gibt ein Limit, der Druck hat ein Ende.
Die Grenze ist erreicht, es folgt der Rückzug in die vier Wände.

Schüler und Studenten wollen lernen.
Neues Wissen, viele Möglichkeiten erwerben.
Doch selbst beim dritten Mal ist die Prüfung noch zu schwer.
Die Grenze macht einen Strich durch die Rechnung, einmal mehr.

Die Grenzen, die Grenzen halten Menschen auf.
Sie bestimmten die Zukunft, verändern den Lebenslauf.
Doch Steine auf dem Weg können überwunden werden.
Glaubt man an das Gute, so zerspringen die Grenzen in Scherben.